

**rowohlt** repertoire

Leseprobe aus:

Sebastian Haffner

**Zur Zeitgeschichte**

36 Essays

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.rowohlt.de/repertoire](http://www.rowohlt.de/repertoire)

## Inhalt

Über Geschichtsschreibung . . . . .	9
Der Dreißigjährige Krieg . . . . .	14
Preußen . . . . .	19
1870/71 – Vorspiel zum 20. Jahrhundert . . . . .	25
Wer zerstörte Mitteleuropa? . . . . .	31
1914 – »Krieg der Illusionen« . . . . .	36
Dr. Elefant . . . . .	42
Zwei Arten von Erfolg – Lenin und Rosa Luxemburg. . . . .	48
Lenin und Stalin. . . . .	60
Alle Macht den Räten? . . . . .	67
S. Fischer und die deutsche Literaturblüte 1890 bis 1933 . . . . .	72
Ricarda Huchs Nein. . . . .	78
Sein eigener Tucholsky (Heinrich Brünings Memoiren) . . . . .	84
Links gegen Links: Der Spanische Bürgerkrieg . . . . .	90
1941 – Jahr der Entscheidung . . . . .	96
Was war der 20. Juli? . . . . .	102
»Finnlandisierung« . . . . .	107
Adenauers Bundesrepublik . . . . .	113
Ulrichts DDR . . . . .	118
Ulbricht . . . . .	122
Recht und Gesetz . . . . .	127
Krieg und Frieden. . . . .	133
Der reale Kapitalismus . . . . .	139
Der reale Sozialismus . . . . .	145
Skeptisches zur Entwicklungshilfe . . . . .	151
Rüstung und Abrüstung. . . . .	156
Amerika ist anders . . . . .	163
Nationalismus ist auch anders . . . . .	169

Ist die bürgerliche Revolution zu Ende? . . . . .	175
Futurologie und Wissenschaft . . . . .	181
Auf dem Weg in eine andere Welt. . . . .	187
Wissenschaft als Religion . . . . .	193
Die sexuelle Revolution. . . . .	199
Frauen und Männer . . . . .	206
Die christliche Linke . . . . .	212
Geschichte, Gegenwart und Zukunft . . . . .	218
Nachbemerkung . . . . .	225

# Über Geschichtsschreibung

Geschichtsschreibung ist in erster Linie eine Kunst; wie jede Kunst besteht sie hauptsächlich im Weglassen. Die meisten englischen und französischen Geschichtsschreiber wissen das instinktiv; deswegen sind sie so lesbar und so wirksam. Die meisten deutschen und amerikanischen Geschichtsschreiber wissen es nicht; fast alle ihre Werke sind überdokumentierte, unlesbare Wälzer (die Unlesbarkeit fängt schon damit an, daß man sie im Bett, wo die meisten Leute lesen, nicht in der Hand halten kann). Die meisten deutschen Historiker wollen dem Leser mit ihren Detailkenntnissen imponieren und ertränken ihn in Material. Der Historiker ist aber gerade dazu da, dem Leser die Materialverarbeitung abzunehmen und ihm Extrakte und Resultate zu liefern, und zwar in pointierter, griffiger Form. Das ist schwerer, als einfach seine Zettelkästen über den Leser auszuschütten; aber man wird auch dafür belohnt: Man wird gelesen, und zwar mit Genuß und Dankbarkeit.

Geschichtsschreibung ist aber auch eine Art Wissenschaft. Ich sage vorsichtig »eine Art Wissenschaft«, denn eine wirkliche Wissenschaft, wie etwa Philologie und Mathematik, Physik und Biologie, ist sie nicht. Das Material ist zu widerstrebend, und die Werkzeuge sind zu stumpf. Die »Quellen« – du lieber Gott! Die Quellen sind hauptsächlich die Zwecklügen von verstorbenen Politikern oder Höflingen. Politische Geschichte ist ja, ähnlich wie Kriminalistik, immer mit der Sisyphus-Arbeit beschäftigt, Taten aufzuklären, deren Täter alles Interesse daran hatten, sie der Aufklärung zu entziehen; während Sozialgeschichte und Ideengeschichte wiederum nachträglich wissen und verstehen möchten, was die Leute damals, als sie es erlebten, selber nicht wußten und nicht verstanden. Im Grunde genommen versucht die »Geschichtswissenschaft« ständig das Unmögliche.

Trotzdem, wenn die Geschichtsschreibung den Versuch der Wissenschaftlichkeit ganz und gar aufgibt, artet sie in reine Legendenproduktion und Propaganda aus, und das ist auch wieder

nichts. Mindestens zwei wissenschaftliche Erfordernisse muß ein Geschichtswerk erfüllen: Es muß sein Thema definieren, sozusagen eine beantwortbare Frage stellen; und es muß ein Denk- und Begriffssystem erkennen lassen, mit dem es seinem Material zu Leibe geht. Viele Historiker sind sich selbst nicht darüber im klaren, von welchem Standpunkt aus und mit welchem begrifflichen Koordinatensystem sie eigentlich arbeiten, sie betrügen sich und ihre Leser mit der Illusion der »Voraussetzungslosigkeit«. Dabei kann nichts Brauchbares herauskommen.

Arthur Rosenberg stellt sich in der »Entstehung der Weimarer Republik« eine klare Frage, er operiert wie ein Physiker, der ein Experiment macht und Nebenerscheinungen möglichst eliminiert. Er will wissen – genau wissen –, wie aus dem Bismarckschen Kaiserreich die Weimarer Republik geworden ist. Dazu muß er die Vorgeschichte und Geschichte des Ersten Weltkrieges erforschen, erzählen und zum Teil analysieren, und das tut er – knapp, glänzend, pointiert, sozusagen mit zusammengekniffenen Augen scharf hinsehend; aber immer nur unter dem ihn interessierenden Gesichtspunkt der verfassungspolitischen Transformationen, die damals unter dem Druck der Ereignisse erst fast unmerklich, dann immer überstürzter in Deutschland vonstatten gingen. Er läßt sich durch die (an sich ja hochinteressanten) außenpolitischen und militärischen Seiten des Ersten Weltkrieges nicht ablenken, er bleibt streng bei der Sache, und das macht seine Darstellung schlüssig, sinnvoll und, nebenbei, enorm spannend.

Diese Konzentration aufs Thema, die übrigens eine höllische Selbstdisziplin erfordert – es gibt, wenn man in eine Geschichtsperiode forschend eindringt, immer so viele verlockende Seitenwege, es ist immer noch so viel anderes passiert, was eigentlich auch schrecklich interessant war –, ist meiner Lesererfahrung nach das Hauptgeheimnis erfolgreicher Geschichtsschreibung. Dadurch schaltet der Historiker nämlich den Zufall aus.

In gewissem Sinne könnte man ja sagen, daß Geschichte nur aus Zufall besteht, und das ist es, was sie oft so langweilig macht. Was ist ermüdender als eine unabsehbare Folge und Häufung von Zufällen? Aber wiederum, was ist Zufall? Nur eine Frage der Betrachtungsweise. Stell dich quer zur Geschichte, sieh das Geschehen eines Tages oder eines Jahres oder auch einer ganzen Epoche sozusagen von der Seite an, wie es die Zeitungen tun,

## ÜBER GESCHICHTSSCHREIBUNG

und du siehst nur Zufall. Stell dich längs, konzentriere dein Fernrohr auf eine und nur eine Frage, schirme alles ab, was nicht zur Sache gehört, und der Zufall verschwindet wie durch Zauber. Das ist Historik, im Gegensatz zum Journalismus. Leider sind viele Historiker nur Journalisten des Gestern. (Rankes berühmtes Leitziel, wissen zu wollen, »wie es eigentlich gewesen ist«, ist als Arbeitsanleitung nicht ungefährlich. Man muß sofort zurückfragen: »Wie *was* eigentlich gewesen ist?«).

Rosenberg ist ein Marxist, also ein Mann, für den der Klassenkampf der Schlüssel zur Geschichte ist. Das mag manchen nicht-marxistischen Leser abschrecken (ich bin selber kein Marxist), aber es hat seine Vorteile. Mindestens hat er überhaupt einen Schlüssel, mindestens weiß man, woran man bei ihm ist, und fühlt sich nicht, wie bei so vielen Historikern, in der Hand eines Fremdenführers, der sich in der Gegend, durch die er einen führt, selber nicht auskennt. Außerdem aber ist die marxsche Kartographie gerade für die Periode, durch die Rosenberg seine Leser führt, eben doch sehr ergiebig; man kommt mit ihr auf manche Aussichtspunkte, die anders kaum zugänglich sind.

Marx war ja nicht nur ein Prophet, sondern auch ein Wissenschaftler; nicht nur der Erzvater aller kommunistischen Parteien, von denen heute freilich keine mehr marxsche Politik macht, sondern auch der eigentliche Begründer der wissenschaftlichen Soziologie, die sich seither freilich auch von Marx wegentwickelt hat. Marx' Soziologie war sozusagen soziologische Mechanik; die heutige ist mehr soziologische Chemie. Marx sah die Klassen als gegebene feste Größen und analysierte ihre Beziehungen, die sich bei ihm fast wie Beziehungen zwischen Staaten ausnehmen: Herrschaft, Unterwerfung oder Kompromiß, Kampf, Waffenstillstand, Bündnis. Heute interessiert man sich mehr dafür, was Klassen eigentlich sind, wie sie entstehen und vergehen, sich wandeln, verschmelzen, scheinbar verschwinden und sich unversehens neubilden. Man kann mit dem Marxschen Begriffsinventar den heutigen sozialen Entwicklungen gerade in den sozialistischen Ländern nicht beikommen und denen in den kapitalistisch gebliebenen oft auch nicht mehr so recht.

Aber für sein eigenes Jahrhundert, das europäische Jahrhundert zwischen der Französischen und der Russischen Revolution, bleibt der wissenschaftliche Marxismus eine sehr fruchtbare Betrach-

tungsweise; und mit diesem Jahrhundert hat es Rosenberg ja zu tun.

Dies Jahrhundert war nämlich wirklich das klassische Jahrhundert des Klassenkampfs, und ein sozialanalytischer Geist wie Marx wurde auf seine Theorien und Doktrinen geradezu mit der Nase gestoßen durch das, was rund um ihn herum überall vor sich ging. Das 19. Jahrhundert war, sozusagen, das marxistische Jahrhundert. Seine aristokratischen und bürgerlichen Politiker ebenso wie seine Revolutionäre waren im Grunde alle gute Marxisten, wenn auch natürlich gänzlich unbewußte; sie alle machten in aller Unschuld im Interesse der einen oder anderen Klasse die Art von Klassenpolitik, die Marx analysierte. (Wo Marx meiner Meinung nach irrte, war darin, daß er den Klassenkampf seiner Zeit in die gesamte Vergangenheit zurückprojizierte und aus der gesamten Zukunft verbannen zu können glaubte.) Heutige Klassenpolitik wird in Ost und West etwas anders gemacht; sie wartet noch auf ihren Marx. (Es ist ähnlich wie mit Freud, dessen Entdeckungen auch nur so lange stimmten, wie sie noch schockierten; als man aufhörte, die Sexualität zu verdrängen, füllte sich das Unterbewußtsein alsbald mit anderen, neuen Verdrängungen, die noch auf ihren Freud warten.) Da Rosenbergs Geschichte sozusagen in der spätmarxistischen Periode spielt, vor der russischen Revolution, trifft es sich sehr gut, daß sie von einem Marxisten erzählt wird; er kann sie uns viel besser erklären, als es z. B. ein Katholik oder ein Liberaler könnte.

Es ist ja überhaupt so, daß zeitgenössische Geschichte die beste Geschichte ist. Thukydides bleibt nicht zufällig das unerreichte Vorbild aller Historiker. Im Grunde weiß eben doch nur der Zeitgenosse, »wie es eigentlich gewesen ist«. Alle Quellenforschung und Quellenkritik ersetzt nicht die eigenen Augen, die es wirklich gesehen haben, und vor allem nicht die eigene Nase, die es wirklich gerochen hat. Es gibt für den Historiker räumlich und zeitlich eine Art Idealdistanz zu seinem Gegenstand: räumlich die des gerade noch Beteiligten, der dabei war und ein bißchen mitgemischt hat, ohne geradezu im Mittelpunkt zu stehen; zeitlich ungefähr zehn bis zwanzig Jahre danach, wenn sich die Erinnerung gesetzt hat, aber noch nicht verblichen ist. Genau dies war Rosenbergs Distanz von den Ereignissen, als er die Entstehung der Deutschen Republik schrieb. Daß er außerdem noch ein Mann

## **ÜBER GESCHICHTSSCHREIBUNG**

von hoher Wahrheitsliebe und Fairneß war, ein gelernter Fachhistoriker und ein glänzender Schriftsteller, ergab einen Glücksfall, für den ich in Deutschland im 20. Jahrhundert keine Parallele weiß.

**Arthur Rosenberg**  
**Entstehung der Weimarer Republik**  
**Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt/Main**

## Der Dreißigjährige Krieg (geschrieben 1965)

C. V. Wedgwoods »Dreißigjähriger Krieg«, den ich gerade zum zweitenmal gelesen habe, ist immer noch die beste Monographie über den Dreißigjährigen Krieg, die es gibt, immer noch das letzte Wort der Geschichtsschreibung über diesen Gegenstand, und es ist heute aktueller als je – wie ich beim Wiederlesen, auf Kosten meines Schlafs, bemerkt habe.

Als ich das Buch zum erstenmal las, noch in meiner Londoner Zeit, las ich es hauptsächlich mit ästhetischem Vergnügen. Es ist wunderbar geschrieben (für meinen Geschmack viel besser als Ricarda Huchs überopulent instrumentierter »Großer Krieg in Deutschland« – viel sparsamer, präziser, federnder), und es ist wunderbar komponiert. Die ganze Wirrnis wird durchsichtig, die verschlungene politische Handlung verständlich, das ineinander greifen der Motive, die Riesenbesetzung an dramatis personae – alles ist so sauber und appetitlich auseinanderseziert wie eine Wagnerpartitur in einer Toscanini-Aufführung. Außerdem hat man ein höchst angenehmes Gefühl von Verlässlichkeit, man fühlt sich sozusagen in guten Händen. Denn Miß Wedgwood ist die Fairneß selbst, nicht nur gegenüber den historischen Personen, mit denen sie es zu tun hat (sie nimmt nicht Partei, sie nimmt es niemandem übel, daß er seinen eigenen Interessen und auch seinen eigenen Vorurteilen folgt, sie schreibt mit Nachsicht und Mitleid, sie versteht und verzeiht sogar viel Fanatismus und Uneinsichtigkeit, nur gegen eitle Unzulänglichkeit wird sie manchmal empfindlich) – aber sie ist vor allem fair gegenüber dem Leser. Wenn sie etwas nicht weiß oder wenn etwas verschiedene Auslegungen zuläßt, dann sagt sie das. Welche Wohltat!

Damals also, vor fünfzehn Jahren in London, habe ich das Buch einfach genossen. Jetzt aber, 1965 in Deutschland, als ich den Genuß wiederholen wollte, bin ich erschrocken und habe mehrfach nach der Lektüre nicht schlafen können, denn ich habe mit Bestürzung in dem Deutschland des Dreißigjährigen Krieges das Deutschland von heute wiedererkannt. Es ist vollkommen un-

heimlich, wie porträtgetreu alles damals schon da war – die schreckliche Mittelmäßigkeit der Politiker, der kleinkarierte, pedantische Stil, die phrasendrescherische Wichtigtuerei, die Freude an der Rechtsfiktion als Mittel der Politik, die ständige Bereitschaft, ein Haus anzuzünden, um eine Suppe daran zu kochen, die Realitätsblindheit, die selbstverständliche und ungraziöse Korruption, die (damals theologischen) großen Worte für kleinste und kleinlichste Interessen, die jederzeitige Bereitschaft, fremde Mächte als Verbündete gegen den andersgläubigen Landsmann und Nachbarn zu suchen, das Sture, Enge, Verbiesterste, Unduldsame, Verfolgungssüchtige – und unten, beim Volk, die Lammsgeduld, die unerschütterliche Untertänigkeit, die unerschöpfliche Bereitschaft, alles mit sich machen zu lassen, aber leider auch die unbegrenzte Bereitschaft zur Brutalität auf Befehl – o Gott, o Gott! Es war alles ganz genauso schon damals da. Und es hat damals immerhin schon einmal Deutschland an den Rand der Selbstausrottung gebracht – obwohl es damals noch keine Atombomben gab.

Auf Schritt und Tritt begegnet man in dieser vor fast dreißig Jahren geschriebenen Geschichte einer mehr als dreihundert Jahre zurückliegenden deutschen Katastrophe lieben bekannten Gesichtern aus der deutschen Gegenwart. Soviel vertraute Mittelmäßigkeit – und so ungeheuerliche Resultate! Auf den ersten Blick scheint das Mißverhältnis zwischen Taten und Tätern unfaßbar. Aber es ist wohl so, daß eine bestimmte Sorte von Dummheit das Allerschrecklichste auf der Welt anrichtet. Diese Art von Dummheit, und dazu die heutigen Waffen – nicht auszudenken.

Die ungeheure Verwüstung Deutschlands durch den Dreißigjährigen Krieg bleibt übrigens etwas Rätselhaftes – auch wenn man, mit Miß Wedgwood, ausrechnet, daß Deutschland in den dreißig Jahren nicht, wie die Legende behauptet, drei Viertel, sondern »nur« etwas über ein Drittel seiner Bevölkerung verlor, etwas über sieben von ungefähr einundzwanzig Millionen. Es gab ja damals noch nicht einmal Sprengstoff, Gas und Flammenwerfer; die Artillerie war nach heutigen Begriffen spielzeughaft, und die Armeen waren klein; selten mehr als 20 000 bis 30 000 Mann, und selten operierten mehr als höchstens drei oder vier davon gleichzeitig – in einem Gebiet, das ja auch damals schon ebenso

groß war wie heute. Wie brachten sie es fertig, halb Deutschland zur Wüste zu machen und mehr als sieben Millionen Menschen umzubringen?

Offensichtlich nicht mit dem bloßen Säbel. Offensichtlich wurde der allergrößte Teil der Verwüstung nicht direkt angerichtet, sondern indirekt. Die wenigsten Opfer fielen in der Schlacht oder bei Plünderungen, die meisten kamen durch Seuchen um oder durch Hunger und Kälte, und die wenigsten Landstriche wurden direkt verwüstet, die meisten verkamen durch die Flucht ihrer Bewohner – die dann ihrerseits irgendwo starben und verdarben. Offenbar begann von einem gewissen Zeitpunkt an – besonders im letzten Drittel des Krieges – die aus ihrer Ordnung geworfene, in ihren Funktionen gestörte Gesellschaft hilflos gegen sich selbst zu wüten, so wie heute eine bombardierte Großstadt selbst für ihre Bewohner tödlich wird, so daß am Ende die einstürzenden Häuser und die ausströmenden Gasleitungen mehr Leute töten als die Bomben selbst. Der Krieg selbst schuf nur eine Infektion, die dann unkontrollierbar um sich griff.

Offensichtlich hantierte die damalige Strategie mit Mitteln, deren Auswirkungen sie nicht im Griff hatte und nicht berechnen konnte; sie wußte ganz buchstäblich nie, was sie tat. Die Art der Kriegsführung sprengte den Rahmen der damaligen Zivilisation – genau wie heute, wo ja die Kriegsmittel noch deutlicher den Rahmen der gegebenen Zivilisation sprengen und vollkommen unabsehbare Kettenreaktionen von Zerstörung auslösen würden. Diesmal weiß man das ja sogar im voraus.

Wenn man sich dadurch nur abschrecken ließe! Aber gerade in Deutschland tut man das ja keineswegs. Die Politik, die man heute hier macht, ist bis in Einzelheiten dieselbe, die man damals machte. Dieselbe behagliche Unduldsamkeit, die in aller Unschuld bis zur Ausrottung des Andersdenkenden zu gehen bereit ist; und dieselbe naive Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel, die dann schließlich auch die eigene Ausrottung in Kauf nimmt. Die deutschen Politiker, die heute die Freiheit mit Atombomben retten wollen, sind getreue Nachfolger des Kaisers Ferdinand II., eines persönlich liebenswürdigen Mannes, der erklärte, er wolle lieber keine Untertanen haben als ketzerische.

Die allerunheimlichste Parallele aber bietet die Bereitschaft, ja die Sucht der damaligen Deutschen, sich zum Zweck der gegen-

seitigen Ausrottung mit fremden Mächten nicht nur zu verbünden, sondern zu identifizieren. Damals genau wie heute waren die Deutschen geradezu darauf versessen, gegeneinander über nationale, ideologisch bestimmte Verbindungen einzugehen und einen deutschen Bürgerkrieg nach Möglichkeit zum Weltkrieg in Deutschland zu machen. Die Protestanten holten nacheinander die Dänen, Schweden und Franzosen ins Land, die Katholiken die Spanier und Italiener. Die deutschen Fürsten und ihre Kanzler und Berater kamen sich genauso weise und staatsmännisch vor wie die heutigen deutschen Politiker, wenn es ihnen mit Gottes Hilfe glücklich gelungen war, sämtliche fremden Konflikte nach Deutschland hereinzuhalten. Und genau wie heute mußte das Supranationale dazu herhalten, das Subnationale möglich zu machen, und der Separatismus spielte sich als Kreuzzug auf. Die eigentlich furchtbarste Pointe des Dreißigjährigen Krieges ist noch nicht einmal, daß sämtliche in Europa schwelenden Brände allmählich nach Deutschland wie in einen Feuerwirbel hereingesaugt wurden und daß Deutschland darüber beinahe zugrunde ging: sondern daß genau dies von den maßgebenden deutschen Politikern der Epoche ständig als ihr höchstes Interesse (wohl gar als höchstes deutsches Interesse) angesehen wurde, und daß sie mit dem besten Gewissen selbst in den letzten und schlimmsten Jahren alles taten, um diesen erwünschten Zustand nach Kräften zu erhalten und zu verlängern. Die Veranstalter der Katastrophe präsidierten über sie bis zum Ende mit störrischer Selbstzufriedenheit und bieder-behaglicher Pedanterie, vollkommen überzeugt, alles prächtig gemacht zu haben.

1643, nach fünfundzwanzig Jahren Krieg, bot der Kaiser, inzwischen Ferdinand III., allen seinen deutschen Feinden einen Reichsdeputationstag in Frankfurt an und allen fremden Mächten einen Friedenskongreß in Münster. Aber die Reichsstände – heute würde man sagen: die deutschen Parteien – bestanden darauf, die innerdeutschen Streitigkeiten auf den internationalen Kongreß zu tragen – heute würde man sagen: die vier Mächte nicht aus ihrer Verantwortung für Deutschland zu entlassen; und hielten dann den Doppelkongreß von Münster und Osnabrück fünf Jahre lang durch gegenseitige Nichtanerkennung, Verhandlungsverweigerung und genießerisch ausgetüftelte protokollarische Haarspaltereien auf (die Unmöglichkeit, nichtanerkannte und da-

her nichtexistente Potentaten am selben Ort zu treffen, spielte eine große Rolle), während Deutschland fünf Jahre lang weiter verwüstet wurde. Das alles ist heute unheimlich zu lesen.

Vielleicht wird man sagen, daß ja heute immerhin nicht geplündert und gebrandschatzt wird und daß wir, während die Politiker ihren Vorfahren aus den 1640er Jahren nacheifern, in den 1960er Jahren immerhin ganz behaglich in Deutschland leben. Das stimmt schon. Wenn sich nur nicht inzwischen immer mehr und immer bessere Atomwaffen in Deutschland anhäuften. Wozu die Dummheit damals dreißig Jahre brauchte, das könnte sie heute schließlich doch noch in dreißig Stunden schaffen; sogar in dreißig Minuten.

C. V. Wedgwood  
Der Dreißigjährige Krieg  
List Verlag, München